Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 53 (1959)

Heft: 10

Artikel: Die Macht der Versöhnung und die Ohnmacht der Gewalt. A., Die Ohnmacht der Gewalt ; B., Die Macht der Versöhnung

Autor: Rasker, Albert J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-140380

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wir sind Professor Rasker überaus dankbar für alles, was er uns geboten hat, und hoffen, mit ihm auch künftig wieder in Fühlung zu kommen. Daß Menschen in verschiedenen Ländern unabhängig voneinander und im Gegensatz zu den vorherrschenden Tagesmeinungen zu den gleichen Einsichten und Schlüssen gelangen, ist immer ein Zeichen für deren Wahrheitsgehalt und geeignet, unsere Überzeugungstreue zu stärken, unseren Kampfesmut zu mehren.

Am Sonntagnachmittag sprach dann noch der Schreibende über die Konferenz des Internationalen Bundes Religiöser Sozialisten, die anfangs August auf der Baldern ob Männedorf stattgefunden hat. (Siehe unseren Bericht darüber im Septemberheft der «Neuen Wege».) Auch daran schloß sich eine längere Aussprache, die sich besonders auf unsere fernere Haltung gegenüber dem Bund bezog. Beschlüsse konnten nicht gefaßt werden; das ist Sache der Mitgliederversammlung unserer beiden Vereinigungen. *H. K.*

Die Macht der Versöhnung und die Ohnmacht der Gewalt

A. Die Ohnmacht der Gewalt

I. Unsere heutige Rüstungspolitik ist abgestimmt auf die heidnische Losung der alten Römer: Si vis pacem para bellum – Wenn du den Frieden willst, so bereite dich zum Kriege vor. Aber was man vorbereitet, bekommt man. Darum ist auch, und gerade heute, das Leben mit dieser Losung eine äußerst gefährliche Sache: ein Leben mit dem Risiko eines absolut vernichtenden und selbstmörderischen Krieges.

Das christliche Abendland hat sich diese Losung weithin angeeignet. Wie sehr, kann man täglich in unseren Zeitungen lesen. Wir wollen Frieden, aber lassen uns immer mehr antreiben zur Kriegsvorbereitung. Wir wollen Sicherheit, aber machen die Welt immer unsicherer.

Die atomare Rüstung hat seit dem 6. und 9. August 1945 einen großen Symbolwert. Damals ist die neue Waffe zum ersten Male auf Menschen abgeworfen worden, da hat sich der enorme Schrecken auf die Menschheit gelegt, den wir nicht wieder loswerden. Da ist eine qualitativ neue Waffe eingesetzt worden, deren Gewalt praktisch unbegrenzt ist und durch die das ganze Leben auf Erden mit Untergang bedroht wird. Dies ist der Unterschied zu allen früheren Waffen, daß diese Waffe zu groß ist für die zu klein gewordene Welt.

Man sagt, wir könnten diese Waffen noch in der Hand behalten, es liege an uns, zu entscheiden, daß es nur beschränkte Kriege gebe; wir machen auch taktische Atomwaffen und «reine» H-Bomben; wir sollten uns mit den Russen darüber einigen, daß die großen Waffen nicht gebraucht werden, die wollten wir nur zur Abschreckung in Vorrat halten. Als ob glaubhaft wäre, daß die Partei, die im Begriffe

wäre, zu verlieren, nicht zuletzt auch nach der größten Waffe greifen würde, und wäre es auch mit der zynischen Gewißheit, daß es Selbstmord bedeutet! Merkwürdig und unbegreiflich übrigens, daß dieselben Staatsmänner und Militärs, die jahrelang nicht mit den Russen haben verhandeln wollen wegen deren Unzuverlässigkeit, in dieser Beziehung eine solche Abmachung als möglich erachten. Und anderseits: gerade wo der Westen immer behauptet hat, wir brauchten die nuklearen Waffen, weil wir sonst der russischen und andern kommunistischen Übermacht mit konventionellen Waffen nicht gewachsen seien: wie kann man da noch gleichzeitig erwarten, daß die Russen unsere Versicherung glauben, wir wollten keine größeren Waffen verwenden als sie?

Es bleibt also dabei, daß wir Waffen bereit haben – und in immer größeren Mengen bereit haben –, deren beschränkte Anwendung eine unvorstellbare Massenvernichtung und deren unbeschränkte Anwendung das Ende der Menschheit bedeuten würde. Und dennoch lassen wir uns dazu antreiben, die Gefahr täglich noch größer zu machen. Es hat damit angefangen, daß Amerika sich ziemlich sicher fühlte durch den alleinigen Besitz der A-Bombe und daß es in dem Bewußtsein dieser Überlegenheit sogar die Roll-back policy (Politik des Zurückdrängens) formulieren konnte. Seitdem die Russen, schneller als man erwartet hatte, auch die A-Bombe herstellten, seitdem sie zum großen Schrecken des Westens Amerika voraus waren im Besitz einer praktisch verwendbaren H-Bombe – und etwas später ebenfalls im Besitz des Sputniks und also der Technik der internationalen Rakete –, ist das sichere Übergewicht des Westens zur drohenden Gefahr des nuklearen Gleichgewichts geworden. Aber weil die Technik unaufhaltsam voranschreitet und die Staaten mit enormen Teilen ihres Budgets dieses Voranschreiten beschleunigen, wird dieses Gleichgewicht des Schreckens eine tatsächlich immer entsetzlichere Sache. Wir bedrohen uns zwar gegenseitig; das Dilemma, vor dem wir stehen, ist aber, daß wir entweder die Drohung nicht verwirklichen können oder zusammen mit dem Gegner, mit allen unseren Gütern, die wir verteidigen wollen, zugrunde gehen. Wenn die Drohung nicht ernst gemeint ist, hat sie keinen Zweck; ist sie ernst gemeint, so schießt sie über ihren Zweck hinweg in das infernalische Nichts. Und dennoch machen wir die Gefahr täglich größer.

Von West- und Mitteleuropa als Schlachtfeld eines solchen Krieges würde nichts anderes als ein Haufen radioaktiver Asche übrigbleiben. Das ist wohl sicher, allen bei militärischen Manövern gemachten Fiktionen zum Trotz. Es ist schon gut, daß mit den Maßnahmen zum Schutz der Zivilbevölkerung nicht mehr Ernst gemacht wird, weder in Deutschland noch in den Niederlanden noch in den meisten andern Ländern. Was uns da vorgemacht wird über die Möglichkeit, in Unterständen zu überleben, wenn man nur schnell genug hinuntergehe, über Schutz gegen Strahlungsgefahr, über Tee als Mittel gegen Strontium-90-

Verseuchung, ist zu einfältig, als daß es gegenüber der Realität der Bedrohung ernst genommen werden könnte. Die amerikanische Atomkommission, die immer wieder darauf aus ist, die Gefahr dieser Rüstung zu bagatellisieren, hat kürzlich mit folgenden Zahlen bekanntgegeben, daß die USA einen Atomkrieg überstehen können: Nach einem hypothetischen Angriff mit 263 nuklearen Waffen von einem bis zehn Megaton (also kleineren und mittelgroßen H-Bomben) auf wichtige amerikanische Städte würden fünfzig Millionen Amerikaner sterben, zwanzig Millionen ernsthaft verwundet werden, die Hälfte der Bevölkerung würde obdachlos werden; Strahlung würde Millionen von Sterbefällen verursachen und Nahrung und Wasser verseuchen. Demgegenüber würden hundert Millionen Menschen unversehrt bleiben. Durch zweckmäßige Maßnahmen des Zivilschutzes würde die Zahl der Opfer bis auf drei Prozent verringert werden. Dieser zweckmäßige Bevölkerungsschutz existiert aber bis jetzt noch nicht! Über das Chaos im Verkehrswesen, in der Verwaltung, der Industrie, der Ernährung, der gesamten Wirtschaft, über die totale psychische und moralische Zerrüttung wird nichts gesagt. Amerika kann es überleben, wird gesagt. Eine andere Frage ist, ob die hochgeschätzte bürgerliche Freiheit es überleben würde, ob die total desorganisierten Massen noch durch etwas anderes als durch irgendeine Form von Kommunismus einigermaßen in Ordnung und Disziplin gehalten werden könnten. Und dabei war hier die Rede nur vom ersten Tag eines Atomkrieges.

Auf welch gefährlichem Felsgrat wir uns dabei befinden, wird klar, wenn wir bedenken, daß man notwendigerweise annimmt, ein großer Krieg werde ohne Kriegserklärung ganz plötzlich anfangen. Gerade weil jede Partei die Möglichkeit hat, die andere, wenn nicht ganz, so doch sicher beinahe, zu lähmen und zu vernichten, handelt es sich darum, wenn der Angriff beginnt, sofort zurückzuschlagen, und zwar mit allen verfügbaren Mitteln. Darüber muß in kürzester Zeit entschieden werden, denn wenn beide Parteien einmal interkontinentale Raketen in genügender Anzahl zur Verfügung haben, ist die Zeitspanne zwischen Warnung durch das Radarnetz und Einschlag der Bomben weniger als zwanzig Minuten! Es wird die Zeit kommen, wo elektronische Apparate entscheiden, ob und wann der Moment des Gegenangriffs gekommen ist. Aber wenn so wenig Warnungszeit zur Verfügung steht und die Beurteilung der Umstände menschlichem Entscheid faktisch entzogen ist, wo bleibt dann schließlich der Unterschied zwischen defensiven Vergeltungsmaßnahmen und Präventivkrieg?

In diesem Zusammenhang wird auch der Vorschlag der Atomkommission des Weltkirchenrates töricht und sinnlos erscheinen, der besagt: 1. Die Christen sollen nur einem beschränkten Krieg zustimmen. 2. Sollte ein totaler Krieg ausbrechen, so sollen sie auf die sofortige Beendigung des Krieges dringen, wenn nötig unter Annahme der Bedingungen des Feindes. 3. H-Bomben sollen nur als Abschreckmittel

vorhanden sein, nach der Meinung eines Teiles der Kommission nie praktisch angewandt werden, nach der Meinung eines andern Teils nur, wenn der Feind sie zuerst gebraucht hat.

Zu was für einer Entmenschlichung des Menschen sind wir gekommen – wir, denen es schwerfällt, einen Toten zu sehen, denen es bei einem Eisenbahnunglück kalt über den Rücken läuft, aber die wir für die ersten Tage eines Krieges mit Hunderten von Millionen Toter rechnen, als ob es nur um abstrakte Zahlen gehe – zu was für einer Entmenschlichung des Menschen sind wir gekommen, und das mit der Behauptung, es gehe uns gerade darum, die Menschheit und Menschlichkeit zu bewahren! Wer kann das eigentlich noch glauben?

Was ist das für ein Rückschlag nach dem Glauben an den technischen Fortschritt im 19. Jahrhundert! Wir haben auf den Menschen und seine Möglichkeiten vertraut und sind daran zuschanden geworden. Wir haben Ideale gehabt und sind zynisch geworden. Was für Kräfte haben uns dabei getrieben, Kräfte aus dem Abgrund, aus dem Nihilismus, aus dem zynischen Willen zur Macht! Wie ist es dazu gekommen, daß wir so wenig Phantasie zu einer andern Begegnung mit den Mitmenschen aufbrachten als die Phantasie, die mit der Hölle seiner und unserer Vernichtung spielt? Und wie haben wir dabei den Namen Gottes gebrauchen können, indem wir sagten, es handle sich um die Verteidigung des christlichen Abendlandes!

Man kann ohne Zweifel behaupten, daß die Kriege, die die Menschheit in der Vergangenheit geführt hat, nicht alle zwecklos und sinnlos gewesen sind. Man kann sagen: «Wenn Amerika im Zweiten Weltkrieg nicht eine kriegführende Nation ... geworden wäre, so wäre meiner Meinung nach der größte Teil der Welt außerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten, vielleicht sogar einschließlich des größten Teils von Lateinamerika, heute zwischen dem Dritten Reich und einem japanischen wirtschaftlichen Einflußbereich aufgeteilt worden. Hätte Amerika nach Beendung des Zweiten Weltkrieges nicht weiterhin eine führende politische und militärische Rolle in der Westpolitik übernommen, so stünde heute, wie ich glaube, der größte Teil der übrigen Welt unter russischer und chinesischer Herrschaft.» (Toynbee.) Man kann das für wahr halten und dafür dankbar sein, daß wir heute noch unter der Pax americana leben dürfen – und dennoch behaupten, daß die Mittel, mit denen diese Pax americana umgeht, je länger um so bedenklicher werden.

Die Tatsache, daß die Welt durch einen beinahe totalen Krieg und eine bedingungslose Kapitulation vor einer großen Gefahr gerettet worden ist, besagt noch nicht, daß dieses Mittel und diese Errungenschaft einwandfrei sind und daß sie deshalb, und zwar in unermeßlich gesteigerter Form, auch in Zukunft unser Vertrauen und unsern Einsatz verdienen. Es könnte ja sein, daß die Schuld, die wir durch diesen Krieg und durch alles, was zu ihm geführt hat, auf uns geladen haben, nicht Anlaß sein sollte, es mit seinen Methoden noch einmal zu wagen

und alle Phantasie auf deren Verbesserung zu verwenden, sondern, umgekehrt, nach ganz andern Methoden zu suchen und daran mit einer noch viel größeren Phantasie zu arbeiten.

Wir sprachen von Schuld. Es ist auch nicht unangebracht, von einer Art Nihilismus zu reden, aus dem unser Wille zur Macht entstanden ist und zu dem dieser Wille zur Macht hinführt. Warum haben wir solch einen Willen zur Macht, und warum erwarten wir von der Macht Sicherheit und Zukunft? Nach Nietzsche entsteht der Wille zur Macht dadurch, daß die alten Werte verlorengegangen sind, daß die obersten Werte sich entwerten; es fehlt das Ziel, es fehlt die Antwort auf das Warum. Die Tatsache, daß wir die Macht motivieren mit dem Bedürfnis, unsere überlieferten Werte – Religion, Freiheit, Persönlichkeit, Menschlichkeit – zu verteidigen, soll weder uns noch andere darüber täuschen, daß gerade diese Werte uns weithin abhanden gekommen sind und daß das Vertrauen auf Macht auch die letzten Werte noch antasten wird. Das ist das Wesen unseres Entsetzens, daß der moderne westeuropäische Mensch, der sein Leben behalten möchte, so wenig weiß, was eigentlich «das Leben» ist, was der Sinn des Lebens ist; daß vielmehr «die Kultur des Westens gelähmt wird durch das Bewußtsein von Sinnlosigkeit. Und zugleich will sie mit aller Gewalt jene Güter und Werte behalten, die sie sich erworben hat in Jahrhunderten, wo der Glaube an die Zukunft sie noch zu großen Taten befähigte.» (Berkhof.)

«Während er Atome sprengt und Gestirne stürmt, wird der Mensch sich selbst zum Rätsel.» (G. W. Locher.) Man merkt das vielleicht ganz besonders auch an unserer heutigen desorientierten und gequälten Jugend. Für was für eine Zukunft ziehen wir sie groß? Oder für was für Ideale bringen wir ihre Zukunft in Gefahr?

II. Als politische Weisheit ist die Politik der Stärke ein vollständiger Fehlschlag. Wir im Westen haben mit ihr das Vertrauen des größten Teils der Menschheit schon verspielt. Unser Christentum ist eine fragwürdige Sache. Der Kommunismus zieht in aller Welt die Sympathien an sich, und das ist unvermeidlich, wenn wir es auch nicht verstehen.

Wir im christlichen Abendland haben das Vertrauen des größten Teils der Menschheit schon verspielt. Wer der Welt am besten dient, das wird nun einmal nicht mehr in Europa ausgemacht – das sollen wir Europäer wohl bedenken, sowohl die Deutschen, denen immer noch die Teilung Deutschlands, Berlin, die Oder–Neiße-Linie und dergleichen als die wichtigsten Punkte der internationalen Politik vorkommen, Probleme, zu deren Lösung ihr Anschluß an die NATO-Politik übrigens weniger als nichts beigetragen hat oder in Zukunft beitragen kann, als auch die Schweizer, die Holländer und andere, die noch immer meinen, daß Amerika um unserer Freiheit oder unserer Ideale willen einen Atomkrieg mit Rußland riskieren will. Wir können wohl Schlachtfeld für Amerikas Interessen werden; Amerika wird nicht leicht Schlachtfeld für unsere Interessen werden wollen.

Ich meine aber, daß die eigentlichen Probleme des Zusammenlebens der Völker sich besonders konzentrieren auf die Frage nach dem Verhalten Asiens und Afrikas zwischen den beiden Mächten, den beiden Machtblöcken, die sich um Amerika und Rußland scharen. Und dann sehen wir, daß die Völker außerhalb des NATO-Gebietes – also die Völker Asiens und Afrikas – alle eines gemeinsam haben, was sie von uns unterscheidet und vor uns auf der Hut sein läßt: 1. Es sind die seit einigen Jahrhunderten vom Westen entweder kolonisierten oder ökonomisch ausgebeuteten Völker. 2. Es sind die im Vergleich zum Westen armen Völker, die außerdem mit mehr oder weniger Recht geneigt sind, den Gegensatz zwischen ihrer Armut und unserm Reichtum dem genannten Kolonialismus oder der Ausbeutungswirtschaft zuzuschreiben. 3. Es sind die farbigen Völker, die schon durch die Tatsache ihrer Hautfarbe und ihrer Rasse sich zurückgesetzt fühlen. 4. Es sind die Völker, die nur zu einem geringen Teil Christen sind, während sie sich dem Westen als der christlichen Kultur, dem christlichen Abendland gegenüberstehen fühlen.

Nun ist ihnen durch die zuerst genannten drei Faktoren – Kolonialismus, Ausbeutung, Farben- oder Rassengegensatz – die Christlichkeit der christlichen Welt zweifelhaft geworden. Es ist ihnen von der Zeit der westlichen Expansion seit dem 16. Jahrhundert viel mehr in der Erinnerung geblieben, als uns lieb sein kann. Wir behaupten zwar gern, diese Völker hätten kein Geschichtsbewußtsein; aber sie haben ein unverbrauchtes Gedächtnis, in dem von allen üblen Erfahrungen, die sie in vier Jahrhunderten mit uns gemacht haben, in Legenden und Vorstellungen viel bewahrt geblieben ist, was als Anklage und Schuld lebensgroß gegen uns aufsteht.

Der Westen hat seit dem 16. Jahrhundert ökonomische Expansion mit Mission verbunden, und er hat im Grunde nicht verkehrt gehandelt, als er den Völkern das äußere Gewand seiner Kultur nicht ohne den religiösen Kern bringen wollte. Wir wollen den Wahrheitsgehalt dieses theokratischen Kulturbewußtseins, das sowohl die katholischen (Spanier, Portugiesen) als auch die reformierten (Engländer, Holländer) Kolonisatoren gehabt haben, nicht verkennen. Aber seit den traurigen Erfahrungen, die die Indianer mit den Spaniern machten, und denen, die die Bevölkerung der Insel Banda mit Jan Pieterszoon Coen machte, über das säkularisierte 19. Jahrhundert, wo der christliche Westen aus den Kolonien Reichtümer verdiente, aber die Mission den schwachen Kräften und Mitteln privater Gesellschaften überließ, bis in unsere Zeit, wo diese Völker in ihrer neuerworbenen Freiheit zwar vielerlei Hilfe aus dem Westen bekommen können, aber meistens unter Bedingungen militärischer und politischer Bindung im Interesse des Westens, ist diese unsere Christlichkeit eine unglaubwürdige Sache geworden. Wir reden zwar viel von Liebe und Barmherzigkeit, von Opfer und Kreuztragen und Nachfolge in der Armut Christi, aber in unserer Praxis merken sie mehr von Eigennutz und Härte, von Vorteil-

suchen und Liebe zu Luxus und Wohlstand. Sie merken es wohl, daß ihnen die heute säkularisierte Mission in Form von Hilfe an Entwicklungsgebiete keineswegs uneigennützig gegeben wird, daß der amerikanische Kongreß zur Auslandhilfe meistens nur mit der Begründung bereit ist, daß damit militärischen Zwecken gedient ist, Auslandbasen garantiert werden oder, in der allerletzten Zeit, daß die Völker dadurch von der Anziehung durch den Kommunismus abgehalten werden. Wir sehen jetzt zwar ein, daß unsere Großeltern im 19. Jahrhundert fälschlich das Recht der Revolution verneint und die soziale Frage nicht gesehen haben, aber jetzt sind wir im Weltmaß genau so konservativ, wie sie es auf nationaler Ebene waren.

Kolonialismus in einer schlimmen Form sind wohl die Versuchsexplosionen gewesen, die zunächst die Luft und das Trinkwasser in Japan, die Wasser des Stillen Ozeans und die Fische und Meerpflanzen, die den Japanern als Nahrung dienen, verseucht haben – Versuchsexplosionen, deren Gefahr immer wieder geleugnet oder bagatellisiert wurde trotz einwandfreien Feststellungen japanischer Gelehrter. Es ist bekanntgeworden, daß gerade unter der japanischen Jugend eine Abwendung vom Christentum stattgefunden hat; ich erwähne nur beispielsweise den Brief, den vor kurzem ein junger Japaner, der sechs Jahre in Europa studiert hat und dann vom Christentum zum Buddhismus zurückkehrte, an seine Mutter schrieb. Darin steht unter anderem: «Man kann wohl sagen, daß alle nichtchristlichen Völker aller Zeiten zusammengenommen nicht so viel Blut vergossen haben wie die Christen in den zweitausend Jahren ihrer Existenz. – Mir fiel das Wort Jesu ein: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Ich habe sie erkannt und habe mich von ihnen gelöst.»

Demgegenüber übt der Kommunismus eine große Anziehungskraft auf die nichtwestlichen Völker der Welt aus. Die etwas dumme amerikanische Antwort: Wir sind viel reicher als die Kommunisten und können euch mehr bieten – verfängt nicht, um so weniger als Rußland dem Westen nicht mehr viel nachsteht in seinem industriellen Vermögen. Die andere Antwort: Wir bieten euch Freiheit, der Kommunismus Unfreiheit – verfängt nicht, weil diese Asiaten von den westlichen Völkern nie viel Respekt für ihre wirklichen individuellen und nationalen Freiheiten erfahren haben, und weiter auch, weil nicht Freiheit als politischer Begriff, wohl aber Freiheit von Armut und Hunger, von Krankheit und Naturkatastrophen ihr wirkliches Verlangen ist. Und was sie am meisten interessiert, ist dies: daß in den Russen ein Volk zu ihnen kommt, das a u c h schlechte Erfahrungen mit dem Westen gemacht hat – die Angst vor dem Westen, von der Zeit der Kreuzzüge über den Napoleonischen Krieg 1813, vom Interventionskrieg 1918 bis 1920 bis zum Hitlerkrieg 1941 bis 1945, steckt sehr tief im russischen Volk –, das eine ökonomische Konkurrenz mit dem Westen aufgenommen hat und aus eigener Kraft mit geplanter Wirtschaft schnell vorankommt: all das fasziniert die Asiaten und Afrikaner, und daher sehen

sie über die Härten des Kommunismus, von denen sie noch wenig erfahren haben, gerne hinweg.

Hier ist die wirkliche Bedrohung, die der Kommunismus für uns bedeutet: daß er den Völkern Asiens und Afrikas neuen Mut für die Zukunft machen kann, daß er ihnen nicht nur Vertrauen zu ihm, sondern auch Selbstvertrauen schenkt, daß er die Dynamik besitzt, die ihnen Hoffnung auf eine bessere Welt gibt, daß er ihnen Idealismus beibringt und durch Idealismus neues Leben einflößt. Das hat wenig zu tun mit der Frage, ob sie kommunistisch werden wollen, wohl aber damit, daß der Kommunismus an einer sich fortbewegenden Welt interessiert ist, während der Westen konservativ geworden ist, Stabilität bevorzugt und vor jedem politischen Wandel als vor einer Drohung zurückschreckt. Die merkwürdige Statik der westlichen Politik, ihre Versuche, bei allen Verhandlungen gerade den Status quo zu bewahren und Änderungen nur zögernd zuzugeben, steht zu dieser kommunistischen Dynamik, an der die farbigen Völker gern Anteil nehmen, sehr im Gegensatz.

Aber die Welt ist in Bewegung geraten, und die Bewegung wird sich nicht aufhalten lassen, ob es nun um Berlin geht oder um die Anerkennung der DDR, um Formosa oder um die Anerkennung Volkschinas; die Welt ist in Bewegung, und diejenigen, die aus Selbstverteidigung diese Bewegung aufhalten wollen, werden nur selber unter die Räder geraten, sonst nichts.

Solange unser Hauptaugenmerk immer noch darauf gerichtet ist, das, was wir haben, zu behaupten, und wir uns fürchten, die Dynamik einer neuen Zeit mitzumachen, solange wir uns davor genau so fürchten, wie unsere Großeltern sich vor den sozialen Umwälzungen auf nationaler Ebene gefürchtet haben, werden wir nur, und zwar in eiligem Tempo, ins Hintertreffen geraten. Aber vielleicht ist nichts anderes möglich, weil wir nun eben unsere Zeit gehabt haben und jetzt andere an der Reihe sind. Das beste wäre für uns dann, daß wir uns entschließen könnten, mutig und wirklich uneigennützig mitzumachen und so an einer neuen Zeit ehrenvoll teilzuhaben. Sollten wir uns nicht dazu entschließen, sondern in unserer konservativen defensiven Haltung verharren, dann werden wir, die weiße Rasse, der Ausläufer des christlichen Abendlandes, Westeuropa und Nordamerika, im günstigsten Fall, ein kulturelles Reservat werden, eine Art Museum, wohin Besucher aus Rußland und China und Afrika kommen, um zu sehen, wie es in einer geschichtlich interessanten Zeit einmal gewesen ist, so wie wir heutzutage Rom oder Athen besuchen.

III. Wir sind unter dem Druck der Umstände in der letzten Zeit zögernd auf andere Gedanken gekommen. Das ist aber noch nicht echte Bekehrung. Von der Ohnmacht der Gewalt sollen wir uns radikal abwenden und unser Vertrauen in die Macht der Versöhnung setzen.

Erfreulicherweise haben wir in den letzten Monaten eine deutliche Umkehr im internationalen Verhalten des Westens feststellen können.

Unter dem Druck der Umstände, das heißt der faktischen Macht- und Einflußverlagerungen, hat der Westen deutlich eine größere Bereitwilligkeit gezeigt, mit den Russen zu verhandeln, nicht nur in dem Sinne, daß man ihnen immer nur Frieden zu unseren Bedingungen anbot, sondern jetzt in dem Sinne, daß man es mit Geben und Nehmen versucht, daß man bereit ist, sich über kleine Fortschritte zu freuen, daß man die Bedenken und Sorgen der Gegenpartei auch gelten lassen und damit rechnen will, daß sie sich von unserer Rüstung genau so bedroht fühlt wie wir uns von der ihren.

So haben denn nicht nur die Konferenzen über die Versuchsexplosionen nach langem Verhandeln ein weitgehendes gegenseitiges Entgegenkommen gezeitigt, sondern, was ebenso wichtig ist, der Termin der Einstellung der Versuche ist verlängert worden; das bedeutet auch, daß die Vernunft der Wissenschafter und die Vorsicht der politischen Verhandler sich durchgesetzt haben gegen das Drängen der Atommanager. So haben Macmillan und Montgomery, Mikojan und Chruschtschew, Nixon und Eisenhower das Eis gebrochen, und es macht den Anschein, daß zwar nicht eine Gipfelkonferenz die Lösung der Probleme bringen werde, wohl aber, daß eine Reihe von Gesprächen und Besuchen höherer und höchster wie auch bescheidenerer gegenseitiger Vertreter schließlich eine Atmosphäre schaffen wird, die zur Entspannung und Verständigung führen kann. Zur großen Freude vieler, denen es um Frieden in der Welt zu tun ist, hat Adenauer wirklich zum 1. September in seiner Radioansprache die Schuld der Deutschen nicht verschwiegen. Das hat uns ganz anders in den Ohren getönt als Worte, die wir aus demselben Munde vor nicht so langer Zeit gehört haben, und wir dürfen wohl sagen, daß dieses Wort am 1. September bessere Politik, höhere politische Weisheit gewesen ist.

Das hängt vielleicht auch zusammen mit dem Besuch Eisenhowers in Bonn, und dies wiederum mit dem neuen Kurs in der USA-Politik, die in den letzten Wochen Foster Dulles' sich angebahnt zu haben scheint und seitdem immer deutlicher eingehalten wird. Dulles' «Brinkmanship», sein gefährliches Sichbewegen am Rande eines Krieges – wir nennen nur Korea, Quemoi, Vietnam, Berlin –, hat jetzt Raum gemacht für die Ansichten und Meinungen von Männern wie der Senatoren Mansfield, Fulbright. Charles E. Bohlen, der 1957 als amerikanischer Botschafter aus Moskau abberufen wurde, weil er im Gegensatz zu Dulles meinte, daß Rußland keine territorialen Ambitionen mehr habe und daß es sinnvoll wäre, mit Rußland eine Vereinbarung über die Abrüstung zu treffen, ist vor einigen Wochen von Eisenhower zum Leiter der Abteilung Rußland im amerikanischen Außenamt ernannt worden.

Das Drängen vieler in allen Völkern auf ein wirkliches Streben nach Entspannung und nach wirklichen Verhandlungen, das Mahnen vieler Sachverständiger zum Atomstopp wegen der immer größeren

Gefahren der radioaktiven Verseuchung von Wasser und Luft und Nahrung der Völker hat schließlich einigen Erfolg gehabt. Es ist jetzt ein Anfang gemacht mit der Erfüllung der Wünsche, die in Deutschland Männer wie Erler und Heinemann, die kirchlichen Bruderschaften, die SPD, in England die Labourparty, in meinem Land meine Gesinnungsgenossen und Sie in der Schweiz schon seit Jahren ausgesprochen haben und um welcher willen man uns als Defaitisten, Fellow-travellers oder Kryptokommunisten verdächtigt hat. Wir wollen uns freuen, nicht weil wir recht bekommen haben, sondern weil die Welt einen sichereren Weg geht, und wir wollen die Staatsmänner und Völker nur ermutigen, auf diesem Wege weiterzugehen.

Es ist dann aber noch einiges zu bemerken – Besinnung auf die Frage tut nämlich not, ob wir es bei dieser Umkehr mit einer wirklichen Bekehrung zu tun haben oder nur mit einer taktischen Umschaltung unter dem Druck der Umstände, unter dem man begriffen hat, daß Gleichgewicht eine aussichtsreichere Möglichkeit ist als einseitiges Übergewicht, worauf dann ein weiterer Schritt folgt in der Erkenntnis, daß Gleichgewicht des Entgegenkommens mehr Verheißung für die Welt bietet als Gleichgewicht der Bedrohung und des Schreckens.

Es gibt in der Ethik ein berühmtes Problem: ob das gute Verhalten unter den Menschen nur ein Gleichgewicht gegenseitiger Drohung, gegenseitigen Egoismus sei oder ob es seinen Ursprung finde in einer diesem Gleichgewicht überlegenen Güte, einer ursprünglichen Liebe; ob das Zusammengehenwollen der Menschen nur aus der Krisis ihrer Egoismen herkomme oder der eigentliche Sinn ihrer Existenz sei. Erst diese letztere Erkenntnis würde in den menschlichen Verhältnissen und dann auch in der Politik so etwas wie eine Bekehrung sein.

B. Die Macht der Versöhnung

IV. Christlich würde die Losung sein: Si non vis bellum para pacem – Wenn du keinen Krieg willst, so bereite dich zum Frieden vor. Das ist der Weg der wahren Gerechtigkeit, der mit Schuldbekennen, Versöhnung und Opfer zu tun hat. Der Weg des Schuldbekennens ist voller Verheißung. Versöhnung ist eine große Macht und hat die Möglichkeit eines neuen Anfangs. Viel Eigennutz und Prestige muß dafür geopfert werden, aber der Gewinn ist, daß Menschen sich in wahre Menschlichkeit zurückfinden werden.

Christlich würde es sein, statt der Losung «Si vis pacem para bellum» zu sagen: «Si non vis bellum para pacem» – Bereite den Frieden vor, wirke auf den Frieden hin, und dann nicht auf einen Frieden, der nur das Nichtsein von Krieg bedeuten würde, ein Gleichgewicht aus Furcht oder aus Eigennutz, sondern einen Frieden, in dem es uns wirklich um den andern zu tun ist. Das ist Umkehr, ein neues Einander-begegnen-Wollen; aber aus gegenseitigem Schrecken entsteht das bestimmt nicht.

Das Für-den-andern-Dasein ist, was die Bibel die Gerechtigkeit nennt. Die Gerechtigkeit Gottes besteht darin, daß Er für den Menschen dasein will; das ist eine bewahrende, helfende Gerechtigkeit,

und die Gerechtigkeit des Menschen besteht dann darin, daß Gott für ihn da ist und daß er deshalb für den andern Menschen dasein darf. Prüfen Sie das einmal nach, namentlich in den Psalmen und bei Propheten wie Amos und Jesaia. Diese Gerechtigkeit ist nicht im Widerstreit mit der Liebe des Neuen Testamentes, sondern sie ist genau derselbe Begriff – der Liebe, die ja nicht eine Sache des Gefühls, sondern des Willens ist, der Verantwortlichkeit für das Leben und Dasein des Nächsten; sie besteht darin, daß wir ihm Ant-wort, Wider-wort geben auf die Frage, die von seinem Leben ausgeht, auf die Not seines Lebens. (Weil das Gerechtigkeit ist, ist es so schade, daß Lasserre in seinem Buch «Krieg und Evangelium» das Alte Testament ganz übergeht und sich nur mit dem Neuen Testament befaßt.)

Diese Gerechtigkeit, die Liebe ist, ist etwas ganz anderes als der Gerechtigkeitsbegriff, mit dem in der Politik so oft operiert wird, der Gerechtigkeitsbegriff, bei dem es einem jeden vor allen Dingen darum zu tun ist, das Seine zu behalten. – Diese politische oder heidnische Gerechtigkeit kann mit Egoismus sehr gut zusammengehen, er ist nicht viel mehr als das Gleichgewicht der Egoismen, während die biblische Gerechtigkeit allen Egoismus, alle «Rechthaberei» unterminiert, zuschanden macht.

Das ist aber, was wir befürworten, was wir hoffen und wofür wir beten: daß die Bekehrung zu dieser Gerechtigkeit auch im politischen Leben durchdringen möchte und daß diejenigen, die sich Christen nennen, es wagten, den Anfang zu machen. Es ist nicht wahr, daß wir Pazifisten Frieden wollen auf Kosten der Gerechtigkeit, wie uns etwa vorgeworfen wird. Wir wollen Recht, wir wollen aber zunächst die Ohren und Augen dafür öffnen, zu hören und zu sehen, was in Wahrheit Recht ist: nicht der Eigennutz, sondern was dem andern zukommt (Phil. 2, 4). Die Militaristen reden von Recht und fordern auch Opfer dafür; wir tun das auch, aber wir reden von einem besseren Recht und von Opfern, die mit größter Gewißheit nicht umsonst sein werden. Rechtsordnungen sollen der Erhaltung des menschlichen Lebens dienen, das menschliche Leben soll nicht einem abstrakten Rechtsbegriff geopfert werden.

Dann nur wäre unsere Bereitschaft, mit den Kommunisten zu verhandeln, nicht ein Nachgeben auf Druck und Drohung, sondern eine innere Bereitschaft, mit dem andern Menschen wirklich Mensch zu sein vor dem Antlitz des Gottes, dem wir in der Bibel, im Alten und im Neuen Testament, begegnen. Dann nur würde auch wirklich erfüllt werden, was Erler gesagt hat auf dem Münchner Kirchentag im August 1959 über das Verhalten zum politischen Gegner: «Mit dem politischen Gegner wird gerungen. Deshalb lehne ich die Definierung des Politischen als Freund–Feind-Verhältnis ab. Sie entmenschlicht die Politik.» Erler hat recht, und das gilt nicht nur in der Parteipolitik auf nationaler Ebene, sondern auch international. Wie weit wären wir, wenn wir dem Gegner, dem andern, dem, dessen Sorgen und Ideale

den unsern entgegengesetzt sind, nicht als Feind, sondern als Mitmensch begegnen könnten und dem andern Volk als Mitvolk um des einen Herrn der Welt willen!

Wenn wir nun die Wahrheit der Losung anerkennen: Si non vis bellum para pacem, so sind wir nicht gefragt, was wir an Kriegsvorbereitung tun, damit kein Krieg entstehe, sondern, positiv, was wir an Friedensvorbereitung tun, damit der Friede wirklich Friede sei. Wir nennen dafür in diesem Zusammenhang drei Hauptbegriffe: Schuldbekennen, Versöhnung und Opfer.

1. Schuldbekennen. Mit Schuldbekennen muß es ohne Zweifel anfangen, damit, daß wir die Schuld, unsern Anteil an der Schuld für die heutige Weltlage, auf uns nehmen. All die Gegensätze, all das Mißtrauen ist nicht ohne Schuld. Es ist so merkwürdig, daß Christen, die in der Kirche regelmäßig ihre Schuld bekennen, die mit dem Wort des Apostels Paulus sagen: «Wir haben alle gesündigt und ermangeln der Ehre vor Gott», im politischen Leben so selbstgerecht sein können. Dann haben plötzlich die andern, immer wieder die andern alles falsch gemacht, und wir haben immer nur das Gute vorgehabt. Laßt uns doch nicht vergessen, daß wahrhaftig Bosheit und Torheit auch in unserem Idealismus und in unserem Gelingen ebensosehr oder mehr noch als in unserem Versagen gelegen sein kann (Karl Barth). Laßt uns doch nicht vergessen, daß auch der Nationalsozialismus ein Kind unserer säkularisierten christlichen Kultur gewesen ist und daß auch der Kommunismus «ein Blatt aus dem Buche der Christenheit, ein herausgerissenes und falschgelesenes Blatt ist» (Toynbee). Wenn uns das deutlich geworden ist, dann verstehen wir nicht, wie die Bewegung der Moralischen Aufrüstung, die sonst immer so viel spricht von Schuldbekennen als Bedingung für Versöhnung unter den Menschen und als Zugang zu einem neuen Zusammenleben, sich seit kurzem so in einen antikommunistischen Kreuzzug, gegen Koexistenz kehren kann. Mit dem naiven, aber äußerst gefährlichen Ausspruch, Moralische Aufrüstung sei im Krieg gegen das Böse, wenn wir mit dem Kommunismus koexistieren, würden wir mit dem Bösen paktieren, versucht Caux sich gegen die Annäherungsversuche Chruschtschews zu wenden und stellt sich de facto auf die Seite der (aussterbenden) Politik der Härte.

Wir möchten eine andere Haltung befürworten. Wir möchten uns lieber freuen über die schüchternen Versuche Adenauers in seiner Rede an Polen am 1. September und hätten uns noch mehr gefreut, wenn darin deutlicher von der deutschen Schuld an Polen gesprochen worden wäre und wenn eine Erwähnung der russischen Mitschuld dabei nicht stattgefunden hätte. Auch Rußland gegenüber wäre ja ein anderer Ton als der einer Beschuldigung aus deutschem Munde passender gewesen. Es ist mir die Weise lieber, in der Johannes Hamel davon schreibt in «Christentum unter marxistischer Herrschaft» unter dem Titel «Gehorsam nimmt Schuld auf sich und verzichtet auf Ansprüche».

Ich weiß als Niederländer nur zu gut von der Schuld meines Landes an Indonesien und bedaure die Politik der Härte, die wir diesem ehemaligen kolonialen Gebiet gegenüber seit der Unabhängigkeitserklärung in verschiedener Hinsicht geübt haben und die dann im Jahre 1957 zu der letzten, für beide Parteien äußerst schädlichen Krise geführt hat. Ich habe mich aber auch sehr gefreut über einen Brief, den ich aus Indonesien empfing, in dem eine Frau, die dort eine verantwortungsvolle Stelle im kirchlichen Leben innehat, mir schrieb: «Wir in Indonesien müssen auch lernen, Schuld zu bekennen, aber wir wagen in dieser Hinsicht nicht so viel wie Sie und einige andere in den Niederlanden. Dennoch läßt Gott uns nicht los, und darum hoffe ich weiter, daß es noch einmal zu einer Versöhnung zwischen unsern Völkern kommen wird.»

Ich denke – auch als Niederländer, dessen Leben, wie man sagt, der Hiroshima- und der Nagasakibombe zu verdanken ist – mit Dankbarkeit daran, daß ich im April dieses Jahres in der Zweiten christlichen Friedenskonferenz in Prag meine Zustimmung habe geben dürfen für den Bußruf wegen Hiroshima; denn wenn ich es auch nicht bin, der die Bombe geworfen hat, so habe ich mich doch damals über sie gefreut, weil sie mich und meine Familie aus dem Konzentrationslager erlöste.

2. Versöhnung. Der Weg des Schuldbekennens ist voller Verheißung; er und nur er kann zu einem neuen Anfang führen. Ich nenne ein Beispiel, das ich vor wenigen Tagen las und das mir großen Eindruck machte. Der Mann, der am 6. August 1945 die erste Atombombe auf Hiroshima warf, Claude Eatherly, Major der amerikanischen Luftwaffe, ist, nachdem es ihm zum Bewußtsein gekommen war, was er getan hatte, ein psychisch, moralisch und körperlich gebrochener und zerrütteter Mensch geworden. Die Ärzte, die ihn psychiatrisch betreuen und dabei vor einer unlösbaren Aufgabe stehen, haben jetzt eine Hilfe aus Japan bekommen. Der Japanische Versöhnungsbund schrieb ihm vor kurzer Zeit einen Brief: «Wir wünschen, daß Sie wissen, daß wir Sie als ein Kriegsopfer betrachten und daß wir für Ihre völlige Genesung beten.» Ein zweiter Brief wurde ihm neuerdings geschickt von den überlebenden Hiroshima-Mädchen, die als Kinder von der Bombe verbrannt und verwundet wurden, in dem diese ihm eine Botschaft der Vergebung und des guten Willens überbrachten.

Wir können nur still werden, wenn wir so etwas vernehmen, denn das ist die Antwort auf eine Schuld, die nicht Haß, sondern Versöhnung bringt, nicht ein Ende, sondern einen neuen Anfang verspricht. Dasselbe gilt von den sechzig deutschen Pfadfindern aus Offenbach, die einen total verwilderten jüdischen Friedhof betreuen wollen – eine Aufgabe, die viele deutsche evangelische Gemeinden auf sich genommen haben. Es ist nur sehr zu bedauern, daß denen, die solches vorhaben, oft mehr Mißbilligung als Anerkennung von seiten ihrer Landsleute zuteil wird, die offensichtlich nicht zu Schuldbekennt-

nis und zu einer Tat pietätvoller Reue, die die Schuld sühnen könnte, bereit sind.

Schuldbekennen und Versöhnung im Kleinen und im Großen würden vieles in der Welt verwandeln. Sie würden den Westen auch zugänglich machen für die Ängste des Ostens. Sie würden im Umgang mit Russen sowie mit Asiaten zum Bewußtsein bringen, daß diese Völker gemäß ihrem Charakter auf Mißtrauen und Brüskierung viel empfindlicher sind als wir: Kränkung ihrer Ehre können sie äußerst schwer überwinden. Wer das bedenkt, würde sicher einen andern Ton in den Verhandlungen versuchen, würde sicher auf eine Anerkennung von Volkschina und seine Aufnahme in die UNO hinarbeiten, würde sicher als Niederländer mehr Verständnis für Indonesien aufbringen.*

Der Versöhnung wird auch dadurch gedient werden, daß gegenseitige Besuchsreisen gemacht werden. Wir sollen verstehen, daß die Russen gegen Besuche lange Mißtrauen und Minderwertigkeitsgefühle gehabt haben und nicht geneigt waren, ihr Land mit seiner großen Armut und seinen unerfreulichen Zuständen offen zu zeigen. Jetzt fängt das an, anders zu werden, das russische Selbstvertrauen wächst durch die neuen Errungenschaften, und man vernimmt, daß Amerikaner und Russen sich in ihrer ganzen Lebenshaltung und ihrem praktischen Idealismus, in ihrer Vorliebe für technische Höchstleistungen und ihrem (uns Westeuropäern schon etwas abhanden gekommenen) Fortschrittsglauben sehr ähnlich sind.

3. Es ist aber auch sicher, daß Schuldbekennen und Versöhnung Opfer von uns verlangen können. Opfer an geliebten Ideen und Vorurteilen wären wohl das wenigste. Opfer an Prestige, wie das zum Beispiel für mein Land in der Neuguinea-Frage gilt; Opfer an Wohlstand, wie ersichtlich wurde, als bei der Ankündigung der Begegnung Eisenhower–Chruschtschew sofort die Kurse der Aktien der Rüstungsindustrie spürbar sanken; Opfer an nationaler Größe, wenn es zum Beispiel für Deutschland ganz gewiß ist, daß es Friede und Wiedervereinigung nur um den Preis militärischer Neutralisierung und Aufgabe der Gebiete jenseits der Oder–Neiße-Linie erreichen kann. Aber dann gilt auch wieder, daß die Bereitschaft zu solchen Opfern die andere Partei entgegenkommend macht und daß die menschlichen Verhältnisse gerade da, wo man von politischen oder territorialen oder ökonomischen Ansprüchen absehen will, sich in unerwarteter Weise verbessern können.

Warum sollten wir zu solchen fruchtbaren Opfern nicht bereit sein, die neue Verhältnisse, neue menschliche Begegnung ermöglichen? Jesus

---

* Vgl. Dr. A. Philips, 1943, im Interview in «Knickerbocker's Weekly»: «Russen sind sehr empfindlich gegen Mißtrauen. Wer mit ihnen Geschäfte tätigt, muß viel von seinen eigenen Ideen aufgeben. Es ist besser, ihnen ganz deutlich zu machen, daß man ihnen aufs Wort glaubt, als ein Schriftstück als Garantie zu fordern. Ich habe gelernt, daß Russen besonders treu sind demjenigen gegenüber, der sich ihrer Freundschaft wert erwiesen hat.»

hat gesagt, daß, wer sein Leben behalten wolle, es verlieren werde, wer es aber verlieren wolle um Christus und um des Evangeliums willen – wer es auf dem Wege des Kreuztragens hinter Christus her verlieren wolle –, der werde es finden. Das gilt ganz sicher auch in der Politik.

Warum sollten wir für militärische Zwecke und Methoden immer die größten Opfer fordern – in unserer Zeit eine Opferbereitschaft so groß, daß, wenn sie realisiert wird, möglicherweise kein Mensch überleben wird, um die Frucht dieses Opfers zu genießen –, und sollten wir für die Militia Christi, die eine Verheißung hat für das geistige und für das weltliche Leben, nicht Opfer fordern dürfen? Ich zitiere noch einmal Toynbee: «Wir können gewiß sein, daß morgen der ‚ritterliche Krieg' entweder entarten wird in einen Militarismus ohne eine Spur von Tugend, Tapferkeit und Schönheit oder aber umgewandelt wird in eine Militia Christi, in welcher der physische Krieg des einen Menschen gegen den andern umgekehrt wird in eine geistige Kriegführung aller Menschen zusammen im Dienste Gottes gegen die Mächte des Bösen.»

Wir dürfen aufrufen zu der Bereitschaft, Opfer zu bringen für die Versöhnung der Völker. Diese haben zu tun mit dem Kreuz Christi. Wir kennen das Kreuz vom Evangelium, von Golgatha her. Wenn uns aber die Augen dafür aufgehen, so dürfen wir wissen, daß das Kreuz in der ganzen Schöpfung schon vorgezeichnet ist. Der holländische Theologe J. H. Gunning jr. schrieb am Ende des vorigen Jahrhunderts: «Ich bin gewiß, daß das Gesetz des Opfers, der ewigen Liebe, das in jenem Kreuze sichtbar wird, auch das höchste Weltgesetz ist, das das Gebiet der Natur und des Geistes in seiner ganzen Ausdehnung durchzieht und die Einheit, das heißt den Sinn davon, ausmacht.» Und Ch. E. Raven schreibt in unserer Zeit: «Wenn der gekreuzigte Christus die eine vollkommene Offenbarung Gottes an uns ist, so dürfen wir erwarten, vorausgehende Abschattungen davon in jedem Stadium des schöpferischen Prozesses zu finden.»

Opfer und Leiden sind Kräfte, aus denen das Leben wachsen kann; ohne diese wächst aber nichts. Diese Regel der Gnade Gottes ist auch in der Natur und auch im geschichtlichen Leben zu finden. Wie sollte es anders sein, wenn Gott selbst die Welt in seinem Bunde geschaffen hat und wenn die Menschlichkeit, das Hinabgehen zum Menschen, die Liebe und das Opfer seinem Wesen nicht fremd sind? Aber wie sollten wir, die wir an einen solchen Gott glauben, dann meinen, anders als durch Opfer, durch Kreuztragen, durch Aufgeben unseres Selbst der Welt und uns selbst das Leben und die Zukunft sicherstellen zu können?

V. Wir dürfen aus dem Frieden ein größeres Abenteuer machen, als es der Krieg je war. Das ist keine Sache politischer Berechnung, sondern ein Wagnis des Glaubens und der Liebe. Die Gemeinde Jesu Christi ist berufen, davon in priesterlichem Dienst und prophetischem Wort Zeugnis abzulegen, und das ist die einzig mögliche, aber unentbehrliche Theokratie.

Was wir befürworten, verheißt also nicht ein bequemes Leben. Diejenigen aber, die eine immer höher gesteigerte Rüstungspolitik befürworten als Mittel, ihre ruhige Existenz zu garantieren, sollten wissen, daß diese Ruhe Schein und diese Garantie trügerisch ist. Das Leben sicherstellen wollen auf einem Weg, wo man von Schuldbekennen, Versöhnung und Opfer nichts wissen will, das muß früher oder später auf einen Untergang in Schuld, Haß und Elend hinauslaufen – ohne Zweck, ohne Aussicht. Auch die in meinem Lande einmal ausgesprochene Behauptung, daß das nicht so schlimm sei, weil doch das himmlische Leben Zweck und Hauptsache sei, ist Irrlehre; denn es ist Gott um dieses unser irdisches Leben zu tun, darin sollen wir Liebe und Gerechtigkeit üben, daran will er sich freuen, und wer ihm darin so radikal ungehorsam ist, hat keinen Grund, auf ein seliges Jenseits zu rechnen.

Hier auf der Erde haben wir unsere irdische Aufgabe in der Gerechtigkeit Gottes und in der Nachfolge Christi, die nicht ohne große Verheißung ist. Wir sind darum aber dazu aufgerufen, aus der Sache des Friedens ein größeres Abenteuer zu machen, als die Menschheit je aus dem Krieg gemacht hat. Wir sind aufgerufen, Milites Christi zu sein, aber in einem andern Sinn als das ritterliche Ideal des Mittelalters, in dem germanische Fechtlust und Nachfolge Christi zusammengefügt wurden zu einer Einheit, die charakteristisch gewesen ist für das abendländische Corpus christianum von der karolingischen Zeit bis in unsere Tage. Das ist ja die Gefahr der westlichen Theokratie gewesen, daß ihre heidnische Komponente ihren Charakter zumeist bestimmt hat, daß sie Christus zum Garanten gemacht hat für ihr heidnisches Selbstbewußtsein! Wir sind aber in dieser unserer Zeit dazu aufgerufen, es von neuem und ganz anders zu machen.

Ob das gelingen wird, ist eine Sache des Glaubens, nicht der politischen Berechnung. Obgleich wir schon mit Händen greifen können – zum letztenmal in der Weltgeschichte –, daß die Gewalt eine ohnmächtige Sache ist, ist damit nicht bewiesen, daß die Versöhnung Macht hat. Das ist eine Sache des Glaubens, mit dem wir es wagen dürfen. Sie ist aber nicht ohne Verheißung, weil wir ja in mancherlei Weise – auch im persönlichen Leben, zum Beispiel in der Erziehung oder in der neuzeitlichen Behandlung von Verbrechern – wohl Gelegenheit haben, zu erfahren, daß Liebe überwindet, wo Haß und Mißtrauen fehlgehen. Versöhnung ist eine Macht, weil sie dem Leben neuen Inhalt gibt. Gewalt ist Ohnmacht, weil sie auf Nihilismus und Zynismus hinausläuft.

Von der Macht der Versöhnung dürfen die Christen zeugen durch ihren Dienst (Rückkehr der Kirche in die Diakonie, in den Dienst an der Menschheit, fordert Alfred Delp in seiner Schrift «Im Angesicht des Todes»), durch ihre persönliche Fürsorge und Opferbereitschaft, durch ihr prophetisches Wort, das warnt und verheißt. Die Kirche kann zum Leiden um das Wort, aber auch zum Regieren mit dem

Wort gerufen sein, je nachdem, wie es Gott gefällt. Zu beidem soll sie bereit sein, denn sie lebt unter einer Verheißung, die Israel geschenkt worden ist und die sie mit Israel teilen darf, wenn sie wahrhaftig in das Erbe Israels getreten ist (Jesaia 2, 2–4).

Von dieser Verheißung darf sie zeugen, dieses Wort Gottes darf sie der Welt vorhalten, und sie darf glauben, daß die Letzte Zeit irgendwie jetzt schon angebrochen ist. Es ist falsch, zu meinen, daß das alles erst für später einmal gelte und daß wir bis dann mit unserer Gottlosigkeit, unserem Heidentum, unserer praktischen Ketzerei und unserem Aberglauben fortfahren dürfen. Es ist, seit Jesus Christus gekommen ist, immer die Letzte Zeit, das Ende der Tage, und der Herr will, daß wir es mit ihm wagen, und Er versichert uns, daß dadurch die Welt sich erneuern und Bestand haben will. Aber wenn wir es mit dieser Verheißung nicht wagen, dann ist auch das Urteil, das Jüngste Gericht, heute schon angebrochen.

Das haben wir also unsern Politikern ohne Aufhören zu sagen, damit dürfen wir sie warnen, damit dürfen wir sie ermutigen. Was sie praktisch damit ausrichten, wissen wir nicht, das ist in gewissem Sinne ihre Sache. Aber es geht dabei nur um die Fragen der Taktik, der täglichen Entscheidung. Was wir verlangen dürfen, ist, daß die tägliche Entscheidung wirklich auf jener einen großen Entscheidung beruhe, aus der einen Entscheidung neu erwachse, die Gott traf, als er uns Versöhnung und Opfer, Liebe und Kreuztragen als die einzige, aber zuverlässige Weise der Rettung des Lebens, der Menschen und der Menschlichkeit schenkte. *Albert J. Rasker*

WELTRUNDSCHAU

Es taut «Bricht das Eis?» fragte ich hier vor Monatsfrist, als die Amerikareise des sowjetischen Ministerpräsidenten bevorstand. Inzwischen hat das «große Ereignis» stattgefunden, und Präsident Eisenhower hat selbst erklärt, Chruschtschews Besuch habe «dazu beigetragen, daß das Eis des Kalten Krieges zu schmelzen beginne». Das ist wohl der allgemeine Eindruck, den die Begegnung der beiden Staatsmänner in der öffentlichen Meinung der Welt hinterlassen hat. Der Zweckpessimismus, den die Propagandisten und Nutznießer des Kalten Krieges zur Schau getragen hatten, ist mindestens vorläufig durch die Tatsachen nicht gerechtfertigt worden. Der Großteil der amerikanischen Zeitungen und die hinter ihnen stehenden Kräfte wie auch gewisse Washingtoner Regierungskreise selber taten zwar ihr Bestes, um das Klima des Kalten Krieges aufrechtzuerhalten, unterstützt insbesondere von der katholi-